Gespenster.

Der Kopenhagener Berichterstatter der „Independence belge“ erzählt folgende sonderbare Geschichte: „Es ist seit langer Zeit kein Geheimniß mehr, im Königspalaste zu Stockholm gehen Gespenster um. Man wußte es schon vor vielen Jahren, daß es im Schlosse spukte, man ließ deshalb einen Seitenflügel des Schlosses niederreißen und ihn später wieder aufbauen, — aber die Geister waren nicht verschwunden und gaben sich auch in dem neuen Bau ihren nächtlichen Vergnügungen hin. Vor einem Monat weilte das dänische Kronprinzenpaar in Stockholm und nahm im Schlosse Wohnung. Schon in der ersten Nacht ereignete sich etwas Ungewöhnliches; ein Kammerherr wurde plötzlich von unsichtbarer Hand aus dem Bette gezogen und auf einen Tisch gesetzt. Am folgenden Morgen fragte ihn Prinz Johann, ob er nicht in seinem Zimmer einen furchtbaren Lärm gehört habe. Am Abend dieses Tages schrieb Prinzessin Louise in einem Saale, in dem alle Lichter brannten. Plötzlich erschien ein Gespenst, löschte zwei Lichter aus und sah die Prinzessin scharf an; die Dame, die als sehr beherzt gilt, fixirte nun ihrerseits den Eindringling aus der vierten Dimension, der sich darauf schleunigst zurückzog und im Corridor verschwand. Aber es passirten noch ärgere Geschichten. Prinz Christian, der älteste Sohn des Kronprinzen, wollte aus einem dunklen Zimmer etwas holen, kam aber schon nach wenigen Augenblicken bleich und zitternd zurück und sagte, daß das Zimmer angefüllt sei mit sonderbaren Gestalten, die ihm den Eintritt verwehrten. Zum Schluß noch eins: Einen Tag vor seiner Abreise spielte der Kronprinz von Dänemark mit dem Prinzen Gustav von Schweden eine Partie Whist. Plötzlich wurde der letztere weiß wie die Wand und erklärte, daß ein riesengroßer Mann hinter ihm stände und ihm in die Karten guckte. Der Riese schien über diese Mittheilung sehr indignirt zu sein, denn er verschwand sofort. Das Sonderbarste aber ist, daß alle Mitglieder der dänischen und der schwedischen Königsfamilie an diese Geistererscheinung glauben (?). So behauptet wenigstens der Berichterstatter der „Independence belge“.

Aus der guten, alten Zeit

Landgraf Wilhelm IX. von Hessen-Kassel, als erster Kurfürst restaurirt, nachdem er den auf dem Wiener Congreß angestrebten Titel „König der Katten“ nicht hatte erlangen können, befahl, daß die ganze Armee wieder Zöpfe tragen und Puder im Haar führen solle. Da nun die Haare der Soldaten oft nicht lang genug waren, um die falschen Zöpfe daran zu befestigen, so wurde angeordnet, falsche Zöpfe an die Uniformkragen, aber nicht an die Hüte zu heften. Dieser Befehl war die Folge eines seltsamen Vorfalles. Der Kurfürst bemerkte einst, als er aus dem Schlosse kam und die Wache schnell in's Gewehr trat, einen Officier mit zwei Zöpfen. „Warum hat man zwei Zöpfe?“ donnerte die alte Hoheit. Der Officier hatte den Hut eines Kameraden, an welchem dessen Zopf befestigt war, ergriffen, und der seinige hing an den eigenen Haaren. Unnachsichtlich erhielt der unglückliche Lieutenant Arrest, und es erging der gedachte Befehl.

Um echte und schöne Zöpfe zu erzeugen, setzte der Kurfürst einen Preis auf eine den Haarwuchs befördernde Salbe. Officiere, die echte Zöpfe vorzuweisen vermochten, erhielten eine Zopf-Vergütung. In ganz Europa wurde der Kurfürst wegen dieser Zopf-Manie verspottet. Man erzählt sich noch in Kassel, wie ein Engländer vor dem Schlosse Wilhelmshöhe erst mit einem fast schenkeldicken Zopfe, der bis an die Knie herabreichte, und dann sogar mit vier, fünf bis beinahe zur Erde herabhängenden Zöpfen auf und nieder spazierte. Klugerweise nahm der sonst leicht gereizte Landgraf von diesem Aergerniß keine Notiz.

Am 21. November 1813 zog der Landgraf auf Wilhelmshöhe wieder ein. Der Amtmann Möller begrüßte ihn mit einer schwungvollen Anrede. Da hob der Kurfürst seinen Stock und schrie: „Kerl, wo hat Er seinen Zopf?“

„Halten zu Gnaden, Durchlaucht, der ist nicht mehr Mode!“

„Ach was, Mode,“ rief der Kurfürst, „die Mode hat der Franzos in's Land gebracht. Aber im Zopf allein sitzt die Treue und die Ehrlichkeit, und wer seinen Zopf abschneidet, der ist kein treuer Hesse mehr.“

Da wuchsen im Kattenlande die Zöpfe über Nacht zu Hunderten auf wie Pilze.

Wilhelm I. starb 1821. Der erste Akt seines Sohnes und Nachfolgers Wilhelm II. war das — Zopfabschneiden. Die Soldaten warfen die abgeschnittenen Zöpfe in die Fulda, und der Spiegel des Stroms war mit diesen schwimmenden Leichen bedeckt.

— Die diesjährigen Kaisermanöver in Elsaß-Lothringen sollen mit ganz besonderem Glanze in's Werk gesetzt werden. Außer dem Kaiser werden die meisten deutschen Fürsten persönlich oder durch Mitglieder ihrer Häuser dabei vertreten sein. Auch Vertreter des Kaisers von Oesterreich, vielleicht auch des Königs von Italien, werden erwartet. In der Nähe von Metz wird die große Kaiserparade stattfinden. An dieser wird auch die bayrische 10. Infanterie-Brigade theilnehmen, die für die Zeit der großen Herbstübungen die Besatzungen von Metz bilden wird. Neben den glänzenden militärischen Veranstaltungen sollen auch größere Festlichkeiten stattfinden, welche seitens der staatlichen und städtischen Behörden dem Kaiser und dessen fürstlichen Gästen zu Ehren gegeben werden. Die Kaisermanöver waren schon für den letzten Herbst geplant, aber wegen der Choleragefahr vom Kaiser abgesagt worden.

Lina's guter Engel.

Eine Auferstehungsgeschichte v n Hellmuth Wille.

„Möge Dich Dein guter Engel nicht verlassen, Lina,“ seufzte die alte Brendler immer wieder. Ihre hübsche Tochter hatte gleich einen guten Dienst bekommen, vielleicht einen zu guten für das junge Ding. Das junge, lebenslustige Ehepaar, bei dem sie diente, ließ ihr allzuviel freie Zeit. Dabei hatte Lina einen guten Lohn. Unaufhörlich mahnte die Mutter — spare — lege etwas zurück! Es können einmal schlechte Zeiten kommen. Du kannst krank werden, ohne Stellung bleiben. Und wenn nicht, so könnte sich Dir die Gelegenheit bieten, zu heirathen, und Du brauchst dann eine kleine Aussteuer.

Aber Lina hörte nicht. Leichthin versprach sie der Mutter alles Mögliche, kaufte sich nachher allerlei Putz und Tand und amüsirte sich so gut als sie konnte.

Ihre Dienstherrschaft ging fast jeden Abend aus. Mit gebrannten Stirnlöckchen, eine weiße gestickte Schürze vorgebunden — eine frische Blume angesteckt, so stand sie vor der Hausthür, unter dem Vorwand, das Hündchen der Herrschaft auszuführen.

Natürlich blieb sie da nicht lange allein. Der Kommis aus dem Droguengeschäft im Hause machte ihr den Hof. Man warnte sie vor ihm; aber was, die anderen Mädchen beneideten sie nur um den hübschen „schneidigen“ Anbeter. Sonntags sah er aus wie ein Cavalier, und er führte sie nach eleganten Tanzlokalen, Tingel-Tangel und Concerten, wo er den großen Herrn spielte und eine Menge Geld ausgab.

Lina mußte sich doch bei diesen Gelegenheiten „fein machen“ — das war sie dem großmüthigen Freunde schuldig. Man hielt sie auch wirklich für feine Leute, und Lina war außer sich vor Vergnügen. So lebte sie lustig in den Tag hinein — das Leben erschien ihr wie ein großes Fest. Das Bischen Arbeit war am Ende bald gethan, in dem jungen Haushalt war ja Alles auf's Beste eingerichtet, und die Geschäfte des Alltags gingen am Schnürchen. Ach wie froh war Lina, daß sie der allzu strengen Zucht ihrer Mutter entronnen war. Sie kam immer wieder und wieder, diese brave, strenge Mutter, besah Lina's Sachen, schalt, daß die Strümpfe zerrissen und nicht gestopft waren, daß von den Taschentüchern einige fehlten. Und Geld hatte Lina niemals trotz des hohen Lohnes. — Wenige Tage nach dem Ersten war immer Alles weg. Das Sparkassenbuch, welches die Mutter für Lina angelegt hatte mit zehn Mark, mühseligen Ersparnissen der alten Frau — blieb leer. — Aber nicht allein das leere Sparkassenbuch und die zerrissenen Strümpfe machten der alten Brendler Sorge. Sie zitterte, daß die leichtsinnige Tochter ganz verloren gehen könnte.

Heute, Sonnabend, war die Mutter wieder dagewesen, hatte ordentlich gescholten und ging jetzt mit den Worten: „Du hörst nicht — Lina — ich weiß nichts anderes, als für Dich beten, daß Dein guter Engel Dich nicht verlasse!“

Lina, ein wenig gerührt, ein wenig erschüttert von den feierlichen Worten der alten Frau, umarmte die Mutter: „'s ist wirklich nicht so schlimm mit mir, Mütterchen!“

Hinterher sagte sie zu sich selbst: „Die Mutter ist eben alt — sehr alt; sie weiß gar nicht mehr, wie es ist, wenn man jung ist.“

Und am folgenden Tage, Sonntags, ging sie mit ihrem Freunde nach Schöneberg, um zu tanzen. Ihre Herrschaft war auf einige Tage verreist — sie konnte wegbleiben, so lange sie wollte, und thun, was ihr beliebte.

Ihr Freund — er hieß Zobel und man nannte ihn in den Kreisen der Haus- und Küchenmädchen den Baron Zobel, weil er so gerne den Cavalier spielte — hatte sich auf diesen Sonntag schon besonders gefreut. Man konnte vergessen, daß Lina diente. Sie sah auch ganz reizend aus in ihrem neuen hellblauen Satinkleide — mit großen Blumen nach der neuesten Mode — mit einem weißen Tülljabot. Lina hatte sich ordentlich geschnürt und knappe Handschuhe angezogen. Man sah ihr wahrhaftig nicht an, daß sie ein Dienstmädchen war.

Während sie wie unsinnig tanzte, sah sie draußen vor dem Fenster ein ihr bekannt erscheinendes Gesicht. Das Tanzlokal war in einem großen Restaurationsgarten erbaut: draußen an den offenen Fenstern standen die Gäste und sahen dem Tanze zu, — manche vielleicht mit Neid, andere aus Langeweile — andere mit spöttischem Lächeln, weil sie nicht begreifen konnten, wie man bei dem warmen Wetter auch noch tanzen konnte. Und unter all' diesen fremden, gleichgiltigen Gesichtern sah Lina im Vorbeifliegen ein bekanntes — trauriges — das mit stillem Vorwurf nach ihr blickte. Immer, wenn sie von Neuem an dem Fenster vorbeiwirbelte — sah sie dieselben Augen mit demselben Vorwurf auf sie gerichtet.

„Ach, das ist der „gute Engel“, den mir die Mutter geschickt hat,“ dachte sie, „gewiß, er soll Acht auf mich geben!“

Das traurige Gesicht gehörte dem ehemaligen Gesellen ihres Vaters, dem Wilhelm. Er hatte sich seither als Meister niedergelassen und schüchterne Versuche gemacht, sich ihr zu nähern. Aber er war ihr zu wenig hübsch, zu wenig lustig, mit einem Worte zu langweilig. Sie lachte ihm in's Gesicht — nein, das war nichts. Seit Lange hatte sie ihn nicht gesehen. Und nun stand er da draußen, der Krause, und sah zu, wie sie mit Zobel tanzte und wie dieser ihr den Hof machte. Krause traute sich nicht herein, denn er konnte nicht tanzen. Der arme Krause — jedenfalls seufzte er. Nur konnte man es bei dem Lärm nicht hören. Aber Lina ward nicht gerührt. Warum beobachtete und beaufsichtigte man sie? — Sie trieb es wie toll, tanzte, lachte, trank. Immer wieder tauchte das stille, traurige Gesicht in dem Getümmel auf. Endlich verschwand es. Mochte es, solchen guten Engel brauchte sie nicht! Sie tollte und raste fort! Und in dieser Nacht wich wirklich der gute Engel von ihr, versank er in das Dunkel.

* * *

„Wahrhaftig, sie ist es, aber nicht wieder zu erkennen!“ dachte Krause. Er hatte in der Markthalle Mauerstraße einen kleinen Verkaufsstand für Bürstenwaaren errichtet, eine Art Filiale seines Geschäftes in der Markgrafenstraße. Eine Verkäuferin besorgte den Stand in der Markthalle und Krause ging von Zeit zu Zeit hin, um das kleine Waarenlager und das junge Mädchen zu kontrolliren. Das hatte er auch heute gethan. Und da sah er das Mädchen, welches ihm Lina schien, blaß, abgemagert, ernst, ganz einfach gekleidet, in einem altfränkischen Umschlagetuche, wie sie es vorher nie getragen haben würde. Lina hatte einen großen Einkaufskorb am Arme und kaufte billiges Gemüse, Kartoffel, geräucherte Heringe, lauter Waaren, wie man ihrer in einem bescheidenen Haushalt bedarf. Eine lange Weile hatte Krause bei seinen Bürsten gestanden und Lina zugesehen. Jetzt kam sie hart an ihm vorbei.

„Guten Tag, Fräulein Lina,“ sagte er ein wenig spöttisch. „Wie geht's?“ Wir haben uns lange nicht gesehen?“

Lina dankte kurz und versetzte: „Wir haben einander wohl nicht vermißt?“

Ihre kurze angebundene Weise reizte ihn und er entgegnete: „Wann kommen Sie denn wieder nach der „Linde“ in Schöneberg? Ich habe jetzt tanzen gelernt, Fräulein Lina — vielleicht würden Sie mir jetzt einen Tanz vergönnen?“

Er wollte das Mädchen, das von dem Geliebten, dem eleganten Tänzer von einst, verlassen worden war, beschämen und verwirren. Aber Lina hob stolz den Kopf: „Sie wissen, Herr Krause, daß ich den Tanzboden nicht mehr besuche, und daß Ihre böse Rede schlecht angebracht ist.“ Er verstummte. Ja, er wußte von ihrer Mutter, daß Lina den Tanzboden nicht mehr besuchte. Aber er hatte sich rächen wollen für jenen Abend, da er von außen traurig zusah und sie ihn am Arm ihres Anbeters verlachte. Aber er hatte Unrecht gethan. „'s ist 'n armes unglückliches Mädchen jetzt“, sagte er sich. Er blickte ihr nach. Wie stolz sie ging, wie hübsch sie sich hielt, trotz des großen Korbes, — noch immer ein äußerst nettes Mädchen — trotz alledem — schade um sie!

Und er seufzte, während er die vorhandenen „Schauerbürsten“ zählte. Die kleine Verkäuferin schnitt ein böses Gesicht; der Herr hatte doch gar kein Auge für sie und sie war auch nicht übel.

Indessen schleppte Lina ihren schweren Einkaufskorb nach Hause; es war recht heiß, obgleich erst kurz vor Ostern. Den Festtagsbraten kaufte Madame selbst, das war eine große Sache. Lina hatte nur das Alltagsfutter zu besorgen — viel, aber billig! Sie diente jetzt in der kinderreichen Familie eines kleinen Kaufmannes, ein Posten mit vieler Arbeit, schlechter Kost und mäßigem Lohn. Doch hatte sie keine Wahl gehabt. Ihr erstes Dienstzeugniß war schlecht und demselben folgte eine verhängnißvolle Pause, eine Pause, über welche Lina keine Auskunft geben konnte und wollte — ein Abgrund — eine furchtbare Lücke, ausgefüllt mit Elend, Noth, physischen Leiden, hoffnungsloser Verzweiflung. Sie wollte sich tödten — aber es fehlte ihr an Muth. Sie blieb am Leben, genas, mußte schleunigst einen Dienst suchen, denn sie mußte ja ihr Kind versorgen, das arme kleine Geschöpfchen, das sie aus seinen großen, dunklen Augen so fragend anblickte; „Was soll ich hier?“

Seit das Kind da war, fühlte sie sich im Grunde nicht mehr so ganz unglücklich! Es war doch gar zu niedlich, das Kleine! So lange sie es bei sich hatte, spielte sie damit, lachte es an, liebkoste es. Ganz eigen ward ihr dabei zu Muthe: es gehörte ihr, so ganz ihr, es sah sie an, wie aus einer anderen Welt, und es erschien ihr trotz aller Leiden der Vergangenheit, trotz aller Sorgen der Zukunft wie ein Geschenk Gottes.

Aber der Vater des Kleinen war fort, verschollen: er sollte nach seiner Heimath gegangen sein, nach Pommern oder Ostpreußen. Und sie, Lina allein hatte für das kleine Geschöpfchen zu sorgen. Das war ihr auch nicht zu viel, schien ihr nicht zu schwer; es war ja doch ihr Kind. Ohne zu klagen, hatte sie den schweren Dienst bei Neumann angenommen, quälte und plagte sich seit einem Jahre. Wenn sie das Monatsgeld für das Kleine bezahlt hatte, blieben ihr noch immer einige wenige Mark, um ihre Stiefel besohlen zu lassen, um eine Schürze oder sonst etwas Unerläßlichen zu kaufen.

Sonst hatte sie vor den Schaufenstern gestanden, um den Putz, der dort ausgekramt war, mit begehrlichen Blicken zu mustern. Jetzt sah sie nichts, als die winzigen Kleidchen und Schürzchen, die Schühchen und Strümpfchen für die kleinste Ausgabe des Menschengeschlechts. Der Kleine macht jetzt die allerersten Gehversuche. Zu den Festtagen sollte er das erste kurze Kleidchen bekommen und die ersten Schühchen — sie hatte das ja auch schon gekauft, und am ersten Festtage wollte sie die Sächelchen hinausbringen und dem Kleinen gleich anziehen: auch eine quietschende Gummipuppe war als Ueberraschung vorbereitet. An sich selber dachte Lina nicht, durfte sie nicht denken. Früher hätte sie sich zu den Festtagen sicher ein neues Kleid beschafft, wohl auch einen hübschen Hut oder Sonnenschirm. Jetzt ging das nicht an und sie sehnte sich auch nicht darnach.

Wenn nur der Kleine sein Kittelchen und seine Schuhe hatte — wie reizend würde er in den neuen Schuhen herumtappeln; wie würde er vor Freude krähen über die Gummipuppe. Unablässig dachte sie daran, sah das kleine Figürchen, hörte sein helles Stimmchen. Indessen flog die Arbeit nur so von ihrer Hand. Es gab eine Menge zu thun — Fenster zu putzen, Fußböden scheuern, Mobel zu klopfen, Schürzchen und Kleidchen für die Kinder zu plätten und schließlich einen Kuchen für die Festtage zu backen. Dazu konnte man nicht bei einer Arbeit bleiben — die Kinder hatten Ferien und verlangten bald dies, bald das. Da hatte Alfred Tinte verschüttet, da brauchte Lisbeth eine saubere Schürze, da quälte Gustav um eine Stulle, da war Annchen auf die Nase gefallen und mußte gewaschen und getröstet werden. Madame setzte die Garderobe für die Kinder in Stand: alle Arb it lag auf Lina's Schultern. Am Beginn ihrer Laufbahn wäre sie nie in ein Haus mit so viel Kindern gegangen. Jetzt aber war sie geduldig geworden.

„Wie gut nur, daß ich die Sachen für den Kleinen gekauft habe,“ sagte sie sich. „ich wäre gar nicht mehr fortgekommen.“ Bis tief in die Nacht hinein scheuerte sie. Aber morgen — morgen! Nach dem Kaffee durfte sie fort. In einer halben Stunde war sie mit dem Omnibus draußen in Schöneberg und dann eilte sie zu dem Kleinen. So sehr er an seiner Pflegerin hing, so streckte er doch immer die Aermchen nach ihr aus — er kannte sie: Ach, könnte sie den Kleinen einmal ganz bei sich haben. es wäre ja zu schön! Die Thränen traten ihr, während sie die Muschel der Wasserleitung scheuerte, ins Auge. Nie — nie würde sie das Würmchen, das sie in Schmerz geboren, das sie mit ihrer Hände Arbeit ernährte, bei sich haben können. Kein Mann mehr würde um sie werben und wenn — so würde er doch das Kind nicht in Kauf nehmen. Als eine endlose Mühe und Plage lag das Leben vor ihr — darüber, wie ein ferner Sonnenschimmer, die Hoffnung, daß der Kleine wuchs, gedieh, brav wurde.

Nun waren noch die Lampen zu putzen — dann konnte sie zu Bett gehen. Die Uhr war halb eins. Freilich beim Tanzen sonst war sie oft so lange wach geblieben. Jetzt aber dachte sie nicht mehr an den Tanzboden, sie wünschte sich nichts mehr, als ihr Kind. Wie gut hatte es Madame. Sie sorgte und plagte sich ja auch, aber sie hatte doch ihre Kinder bei sich.

Ein herrlicher Ostermorgen lachte. Den ganzen Tag freute sich Lina. Es gab trotz aller Vorarbeiten viel zu thun, denn Madame ging mit den Kindern spazieren und Lina hatte alle Hausarbeit allein zu besorgen. Es war auch Annchens Geburtstag — daran hatte Lina zu wenig geacht. Nun kam die Tante zu Besuch, dann die Großmutter und zwei Töchter des Hauswirthes. Lina mußte Chocolade kochen und ein Abendbrot bereiten. Sie konnte nicht abkommen. Drinnen freuten sich die Eltern mit ihrem Kinde und sie — sie konnte nicht zu dem ihren. Es hatte kein Festtagskleidchen und keine neuen Schuhchen. Lina weinte bittere Thränen und fühlte es schwer, daß sie nur ein armer, abhängiger Dienstbote war.

Spät Abends, während man drinnen beim Abendbrot saß, lief sie eiligst fort, um die Sächelchen ihrer Mutter zu geben, die in der Nähe wohnte. Die Mutter sollte sie gleich morgen früh nach Schöneberg bringen. Als Lina hastig die Thür zu dem Stübchen öffnete, in dem ihre Mutter wohnte, prallte sie zurück. Da saß Krause neben der Mutter am Tische — aber gleichviel, Lina raffte sich ein Herz und nachdem sie den Mann kurz gegrüßt, trug sie der Mutter mit fliegenden Worten ihr Anliegen vor.

„Aber ich muß doch gleich früh zu dem Herrn Professor aufwarten! Wenn ich fertig bin“, wandte ihr die Mutter ein.

Da sagte Krause: „Ich will's besorgen, wenn's Lina recht ist — ich schicke ohnehin hinaus zu einem Kunden. Wenn Fräulein Lina will —“

„Aber es muß gesagt werden, daß der Kleine gleich angezogen wird — es ist morgen ja Festtag — und Nachmittags komme ich vielleicht. Ich danke auch schön!“ Und fort war sie.

Als sie am nächsten Tage um vier Uhr Nachmittags mit ihrer schweren Arbeit fertig war und die Erlaubniß zum Ausgehen erhalten hatte, eilte sie, flog sie nach Schöneberg.

Ganz am Ende des Dorfes, in einer auf das Feld mündenden Nebenstraße, die noch von keiner modernen Villa, von keinem fünfstöckigen Zinskasten verunstaltet ist, steht hart an dem Geleise der Eisenbahn das Wärterhäuschen. Darinnen haust der Bahnwärter mit seiner Frau, zwei eigenen und einem fremden Kinde; das letztere hat die junge Frau in Pflege genommen, um des Mannes schmales Einkommen ein wenig zu vergrößern. — Sonntags hat zwar der arme Mann noch härteren Dienst als sonst, aber er feiert den Tag des Herrn auf seine Weise. Er hat sich ein kleines Gärtchen angelegt, das sich schon mit den ersten frischen Sprossen schmückt. Schon belebt sich das Geranke des wilden Weins, schon bräunen sich die Spitzen an den Zweigen des Apfelbaums. Unter diesen sitzen am Sonntag die sauber gewaschenen und geputzten Kinder des Bahnwärters und schauen fröhlich dem Vater zu, wenn er den vorüberrasselnden Zügen Honneur macht.

Heute aber ist das Bänkchen von einem Fremden besetzt. Da Lina von der Straße ablenkt, auf das Häuschen zu, sieht sie dort in seinem Sonntagsstaat Herrn Krause sitzen und auf den Knieen schaukelt er ihr kleines Miezchen, das mit dem neuen Kleidchen angethan ist und die blanken neuen Schühchen zappelnd bewundert. Nun wird das Kleine die Mutter gewahr. Es jauchzt auf: Mammam! und Lina sinkt zu Krause's Füßen nieder, ihr Kind mit Küssen fast erstickend.

„Du mein Liebstes, Bestes, mein Engel Du!“

Und Krause fährt mit der verkehrten Hand über sein Gesicht und sagt dann zögernd:

„Lina — was meinen Sie — wär' das nicht ein Engel für uns Beide?“

Karoline drückt ihm warm und dankbar die Hand. Sie blickt mit inniger Rührung bald auf ihn, bald auf ihren guten Engel, der heute wieder auferstanden war. — Dicht neben ihnen braust der Zug vorüber und der Bahnwärter erweist demselben straffer noch als zuvor seine Ehrerbietung.

Kleider aus Glas.

In einem Hallenser Verlag ist eine Geschichte der Glasspinnerei erschienen, welche der gern nach allem Neuen greifenden Mode neue und überraschende Perspectiven eröffnet. Es ist bekannt, daß sich aus Mineralien Gespinnste und Gewebe herstellen lassen, allein das Verfahren war bisher so schwierig und das Erzeugniß für den practischen Gebrauch so wenig geeignet, daß man sich nothgedrungen darauf beschränkte, seltene und außerordentliche Prachtstücke, oder, man möchte sagen, glänzende Spielereien für luxuriöse Launen zu liefern. Das schimmernde Leichentuch, welches im Invalidendom zu Paris den Sarg Napoleon des Ersten überwallt, ist aus schwerer, mit goldglänzendem Glasgespinst durchwirkter Seide gefertigt; König Ludwig der Erste von Bayern hatte ein ganz mit solchen Tapeten ausgeschlagenes Cabinet. Nun ist aber dem 1819 gebornen, später in Wien ansässigen Franzosen Jules de Brunfaut eine wunderbare Vervollkommnung des Verfahrens gelungen, die die Fabrikation auch von Nutzgeweben aus mineralischen Stoffen, und speciell aus Glas ermöglicht. Man denke nur — Kleider aus Glas!

Brunfaut's Verfahren gibt feine Glasfäden, nur ein Hundertstel bis sechs Tausendstel eines Millimeters stark, dünner als der Kokonfaden, den die Seidenpuppe aus ihrem Munde spinnt. Es gibt ein Glasgewebe fast so weich wie Seide, schmiegsam wie Wolle und von größerem Glanzeffekte als die Edelmetalle. Die Glasgeflechte fangen nicht Feuer und sind leicht rein zu halten, da eine Abspülung mit Wasser genügt, sie vom Schmutz zu befreien. Endlich sollen sie sogar wärmer als Schafwolle halten. Das oben erwähnte Werk (Verfasser E. Herrmann) nennt eine lange Reihe von Gegenständen, die bereits aus dieser „Glaswolle“ verfertigt werden; darunter Kunstblumen, Lampenteller, Brautschleier, die weich wie Flaum sind, sowie — Rheumatismus- und Gichtwatta! und das Alles kann mittels Bürste und Wasser gewaschen und neu verjüngt werden. Nur umfassen die Farben, welche dem Glase verliehen werden können, eine kleine Skala, da sie feuerbeständig sein müssen, um der Flamme beim Schmelzen zu widerstehen. Bis jetzt wurden weiß, grün, lila, rosa, gelb, gelblich braun und blau erzeugt.

Ferner gibt das Buch eine Aufstellung der Preise, z. B.: Ballkravatten 3 bis 5 Mark, Manschetten 4 Mark 20 Pfg., Damenkravatten 2 Mark 50 Pfg., Krägen 1 Mark 70 Pfg. bis 8 Mark 35 Pfg., Uhrketten 85 Pfg. bis 3 Mark 30 Pfg., Kleidergarnituren 1 Mark 30 Pfg. die Elle, Damenjäckchen 42 bis 67 Mark, Damenhüte 17 bis 50 Mark. Ein Faden von etwa 166 Kilometern Länge wiegt ein Loth und kostet 2 fl. Als Brunfaut sein unter dem Namen Glaswolle bekanntes Produkt zu Marburg in Steiermark ausstellte, hielt ein zufällig anwesender Schafzüchter aus Frankreich dasselbe für die Wolle des besten Rambouillet-Schafes. Diese Glaswolle auf den Boden geworfen und mit Füßen getreten, widerstand dem Zerstampft- und Zerriebenwerden wie jedes andere animalische Produkt. Die von ihm erzeugten Glasgespinnste wurden nicht nur zu Posamentirfransen, Polstern, Teppichen, Shawls, Federn u. s. w. verarbeitet, sondern auch vielfach in Brokate, sowie in Sammt- und Seidenstoffe, die für schwere Staats- und Prachtgewänder bestimmt waren, eingewebt. Auch bei Musselinen für Ballkleider bewährte sich der gläserne Einschlag, indem er den seidenen an Schönheit des Aussehens übertraf. Bisher hat das Glasgespinnst trotzdem keine industrielle Bedeutung gewonnen. Um es zu einem Marktprodukte zu machen, müßte die maschinelle Erzeugung möglich sein, und dann handelt es sich noch darum, die Glasfäden vor Absplitterung zu behüten. Wenn diese beiden Bedingungen erfüllt sein werden, dann spazieren wir sicherlich einmal in gläsernem Gewand.

— Warum hat er das nicht gesagt! Janos aus Gr.-Kanicza befindet sich besuchsweise in Wien. In einer Vogelhandlung erregt ein sprechender Papagei seine höchste Bewunderung. Er bezahlt ihn mit 200 fl. und läßt ihn an seinen Freund Geza schicken. Zurückgekehrt in die Heimath, trifft er seinen Speci. „Servus, Geza!“ — „Servus, lieber Freund, Reise gut bekommen?“ — „Ausgezaichnet! Wos mocht Papogoi?“ — „O, danke für die Aufmerksamkeit. War'n bischen zähe!“ — „Wer? Papogei?“ — „Freilich, mußte sechs Stunden braten!“ — „Woas? Du host Papogei gebroten?“ — „Freilich hob i!“ — „Geza, Du bist ain Rindvieh. Woar ja gelehrter Papogei, konnte ja sprechen!“ — „Ah, warum hot er das nicht gesogt!“

— Verrathen. — „Emil, es ist schauderhaft, was ich von Dir hab' hören müssen, Du seiest gestern Abend total betrunken gewesen!“ — „Ha, Verleumdung! Wer verbreitet eine solche Lüge?“ — „Herr Müller hat's seiner Frau erzählt!“ — „Was? Der! Der lag ja bei mir unter'm Tisch!“

Der Hof der Königin Elisabeth.

An einem Sonntagmorgen im Jahre 1598 begaben sich der junge deutsche Edelmann und sein Reisebegleiter (der Verfasser des vorliegenden Buches) nach Greenwich, um der englischen Königin ihre Aufwartung zu machen. Im Empfangssaal des Schlosses, zu dem die Fremden auf Veranlassung des Oberhofmarschalls Zutritt erlangten, fanden sie die höchsten geistlichen und weltlichen Würdenträger des Reiches versammelt, die gekommen waren, um ihrer Gebieterin auf ihrem Wege zur Schloßkapelle ihre Huldigungen darzubringen. Der Königliche Zug war von außerordentlichem Glanz. Voran schritten zahlreiche prächtig gekleidete Grafen und Barone, dann kam der Kanzler, der den Staatssiegel in einer rothseidenen Börse trug, während ihm zur Seite das königliche Scepter und das königliche Schwert getragen wurden. Hinter ihrem Kanzler schritt Elisabeth selbst einher, mit majestätischer Würde, wie Hentzner schreibt.

Sie zählte damals fünfundsechzig Jahre. Ihr Gesicht war länglich und voller Falten, in ihren kleinen dunklen Augen lag ein freundlicher Ausdruck, ihre Zähne waren schwarz. Sie trug falsches rothes Haar und auf dem Haupte eine goldene Krone. Sie war an jenem Sonntagmorgen in ein weißseidenes, mit erbsengroßen Perlen eingefaßtes Gewand gekleidet, das den Busen völlig entblößt zeigte. Ueber ihre Schultern wallte ein schwarzseidener, mit Silberfäden durchzogenen Mantel; eine Hofdame trug ihre sehr lange Schleppe. „Und wie sie in solcher Pracht dahinschritt“, liest man in der Schilderung des deutschen Reisenden, „sprach sie sehr herablassend bald zu Diesem, bald zu Jenem, ob es nun ein fremder Gesandter oder Jemand war, der sich in anderer Eigenschaft eingefunden hatte, in französischer, italienischer und englischer Sprache; außerdem beherrscht sie neben ihrer großen Kenntniß im Griechischen und Lateinischen auch die spanische, schottische und holländische Sprache. Jeder, der das Wort an sie richtet, kniet nieder; hin und wieder hebt sie einen Knieenden mit ihrer Hand empor. In unserer Gegenwart überreichte ihr ein böhmischer Edelmann Namens Slawata ein Schreiben, und nachdem sie ihren Handschuh abgezogen hatte, hielt sie ihm ihre rechte Hand, die von Edelsteinen erstrahlte, als Zeichen besonderer Gunst zum Kuß entgegen. Und wohin auch immer sie ihr Gesicht wandte, während sie dann weiterschritt, fielen Alle auf die Knie nieder.“

Eine Schaar weißgekleideter Hoffräulein, die sich nach dem Urtheil Hentzners durch große Schönheit auszeichneten, folgte der Königin, während zu ihrer Seite fünfzig Männer mit vergoldeten Schlachtäxten einhergingen. Auf ihrem Gange zur Kapelle wurden ihr Bittschriften überreicht, und jedes Mal, wenn sie eine solche in Empfang nahm, erscholl der Ruf: „Lang lebe Königin Elisabeth!“ den sie mit den Worten: „Ich danke Euch, meine guten Leute!“ erwiderte. Der königliche Gottesdienst dauerte kaum eine halbe Stunde, die unsere Landsleute benutzten, um den Vorbereitungen zur Tafel beizuwohnen, und die Schilderung, die Hentzner davon entwirft, läßt mit der obenerwähnten Thatsache des Niederknieens vor der Königin keinen Zweifel darüber zu, daß damals der englische Hof von keinem anderen der Christenheit an knechtischer Unterwürfigkeit übertroffen wurde. Zunächst betraten zwei Edelleute den Speisesaal und breiteten, nachdem sie dreimal mit allen Zeichen der tiefsten Ehrfurcht niedergekniet waren, das Tischtuch auf der Tafel aus. Bevor sie sich entfernten, knieten sie noch einmal nieder.

Dann erschienen zwei andere, von denen der eine einen Heroldstab, der andere ein Salzfaß, einen Teller und Brot trug. Auch sie knieten nieder, und ebenso zwei Hofdamen, die ihnen folgten. Die eine, in weiße Seide gekleidet, rieb die Teller mit Brod und Salz ab, während die andere, mit einem Vorschneidemesser in der Hand, das Hereintragen der Speisen erwartete. Die Diener, denen diese Aufgabe zufiel, waren in rothe Scharlachlivree mit einer goldenen Rose auf dem Rücken, gekleidet. Vierundzwanzig folgten hintereinander, jeder mit einer vergoldeten Schüssel in der Hand, die sie einem Edelmann überreichten, der sie auf die Tafel stellte. Die Dame mit dem Vorschneidemesser nahm dann von jeder Schüssel einen Bissen und führte ihn demjenigen Diener, der sie hereingetragen hatte, zu Munde, damit die Königin vor Vergiftung sicher sei. Und während diese Vorbereitungen zur Tafel getroffen wurden, schallte der Speisesaal wieder von Trompetenklängen und dröhnendem Kesselpaukenlärm. Schließlich erschienen eine Anzahl unvermählter Hofdamen, hoben die Schüsseln mit ehrfurchtsvoller Feierlichkeit von der Tafel und trugen sie nach dem Speisezimmer der Königin, die sich nach Belieben von den Gerichten bedienen ließ, worauf diese wieder nach dem Speisesaal zurückgetragen wurden, um an der allgemeinen Hoftafel Verwendung zu finden.

— Gefährliche Bewunderer. Der verstorbene Richard Burton reiste in Afghanistan in der Verkleidung eines mohamedanischen Fakirs. Er spielte diese Rolle so gut, daß die Bewohner den schmeichelhaftesten Begriff von seiner Heiligkeit bekamen. Um so größer war daher sein Erstaunen, als in einem Dorfe, wo er die gleichen Erfolge gehabt hatte, die Aeltesten Abends zu ihm kamen und ihn baten, möglichst rasch abzureisen. „Ja, warum denn?“ fragte er, „Ich meinte, die Leute sähen mich sehr gern!“ — „Freilich“, lautete die Antwort. „Und zwar so sehr, daß sie überlegen, ob es nicht ein großer Segen für das Dorf wäre, wenn man Ihr Grab hier hätte.“ Burton trat schleunigst seine Abreise an.

Eine Fuchsgeschichte.

„O, meine Herren, dafür, daß die Thiere nicht blos Instinkt, sondern geradezu Verstand besitzen, weiß ich ein außerordentlich interessantes Beispiel!

Mein Elternhaus war eine kleine Försterei in Steiermark mitten im tiefsten Walde. Wir hielten dort neben anderem Hausgethier auch ein ganz hübsches Huhnervolk, das aber plötzlich auf unerklärliche Weise abnahm. Die Hühner wurden immer weniger und weniger — zuletzt blieb nur noch eine einzige brütende Henne übrig.

Eines Morgens aber vernahmen wir ein lautes ängstliches Gegacker, und als ich sofort, nichts Gutes ahnend, nach der Tenne lief, fanden sich nur noch einige Federn von dieser Henne vor: der schlaue Fuchs, dessen wir nie habhaft werden konnten, hatte auch sie gefressen!

So dachten wir wenigstens! Wie erstaunten wir aber, als es einige Tage später auf dem Heuboden zu piepsen und zu quiksen anfing und wir — auch der Brutkorb war vergessen worden — ungefähr fünfzehn wunderhübsche Küchelchen herumlaufen sahen. Von der alten Henne aber keine Spur.

Wir konnten uns das Räthsel nicht erklären. Kurz und gut! Die Hühner wurden größer, aber dann plötzlich auch wieder weniger von Tag zu Tag und schließlich kam es zu demselben Ende wie das erste Mal, daß nur noch eine einzige brütende Henne übrig blieb.

Und auf einmal war auch sie wieder weg.

Jetzt aber legte ich mich denn doch in der Nähe des Brutkorbes auf die Lauer und nun stellen Sie sich vor, meine Herren, was ich sah! Ich lag gar nicht lange dort, da kam der Fuchs —“

„Aha, er wollte sich auch noch die Eier holen?!“

„I, warum nicht gar! Er setzte sich darauf und fing an, sie auszubrüten, wie das erste Mal, damit er wieder Hühner zum Stehlen kriegte! Na, ich erwischte ihn aber!“

Ostern.

Hoch von allen Thürmen hallt es,
Durch die weiten Lande schallt es,
Aus den Gotteshäusern singt es,
Und in allen Seelen klingt es:
Auferstanden! Auferstanden!

Aus des Grabes Nacht und Banden
Ist der Heiland auferstanden,
Und das Osterfestgeläute
Jubelt in die Welt es heute
Auferstanden! Auferstanden!

Ausgelöscht sind Leid und Schmerzen;
In den gramzerriss'nen Herze,
Ist ein neues, frisches Weben,
Ist ein neues, frohes Leben.
Auferstanden! Auferstanden!

Es beginnt sein Neugestalten
Der Natur geheimes Walten;
Bald bereits an allen Wegen
Ist des Frühlings holder Segen
Auferstanden! Auferstanden!

Bald bereits mit mächt'gem Drängen
Wird der Lenz die Knospen sprengen,
Und dann ist aus gruner Hülle
Neu der Blüthen reiche Fülle.
Auferstanden! Auferstanden!

Doch die Freiheit, reckt sie wieder
Nicht von Neuem auch die Glieder?
Schlug die Fessel sie zu Schanden?
Ist auch sie aus Nacht und Banden
Auferstanden! Auferstanden!

— Die physikalischen Kräfte hat man sich als Bewegungen feinster und nicht sichtbarer Theilchen der Materie vorzustellen. Was wir als Schall empfinden, beruht auf einer gewissen charakteristischen, durch äußere Veranlassungen hervorgerufenen Bewegung der Luft, welche mittelst der Schallleitungs-Apparate des Ohrs an die Gehörnerven gelangt und sie „specifisch erregt“, d. h. die Empfindung des Schalles wachruft. Ebenso kommt die Lichterscheinung und die strahlende Wärme von Schwingungen des Aethers, der den freien Raum und die Poren der Körper überall ausfüllt, zur Wahrnehmung. Auch der Magnetismus und die Elektricität sind solche Kräfte, die man in einer undenkbar feinen und eigenartigen inneren Bewegung der betreffenden Substanzen suchen muß. — Auffallend ist nun der Umstand, daß eine dieser Funktionen unter gewissen Verhältnissen in eine andere umgesetzt werden kann. So wird (um ein schon bekanntes Beispiel zu wählen), wenn Wasser verdampft, aus Wärme die Expansionskraft des Wassergases erzeugt, d. h. das Bestreben desselben, einen möglichst großen Raum auszufüllen. Diese Kraft hat man mittelst der Dampfmaschinen zur Erzielung von mechanischer Bewegung und Arbeitsleistung zu verwenden gewußt, und sie scheint geeignet, das Menschengeschlecht durch Entbürdung von niederer Arbeit immer mehr und allgemeiner zu Bildung und geistiger Thätigkeit, zur Lösung immer größerer Kulturaufgaben, zu immer höherer Vervollkommnung zu führen, wenn einmal die Macht des Mammons, welcher die Kraft der Elemente wie der Menschen vorläufig in seinem Interesse ausbeutet und den größten Theil der Menschheit in gedrückter Abhängigkeit hält, gebrochen sein wird.

— Vertheilung von Nothstandsgeldern. Bürgermeister: „Vom Landeshilfverein sind uns an Nothstandsgelder 1000 Mark zugeschickt worden. Wir wolle uns nun berathe, wie mer se am beschte vertheile. Ich meen', 's wär's Allereenfachste, wir nemmeten die Steuerlist' her, un wer die meischte Steuer bezahlt, kriegt aach die meischte Unterstützung.“ — Alle: „Recht, Borgermeeschter! So mache mer's, die arme Leut' hawe jo doch am wenigste verlore.“

— Manches Geheimniß würde man nicht erfahren, wenn es nicht ein Geheimniß wäre.